Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Die Ehrabschneider [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572160

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

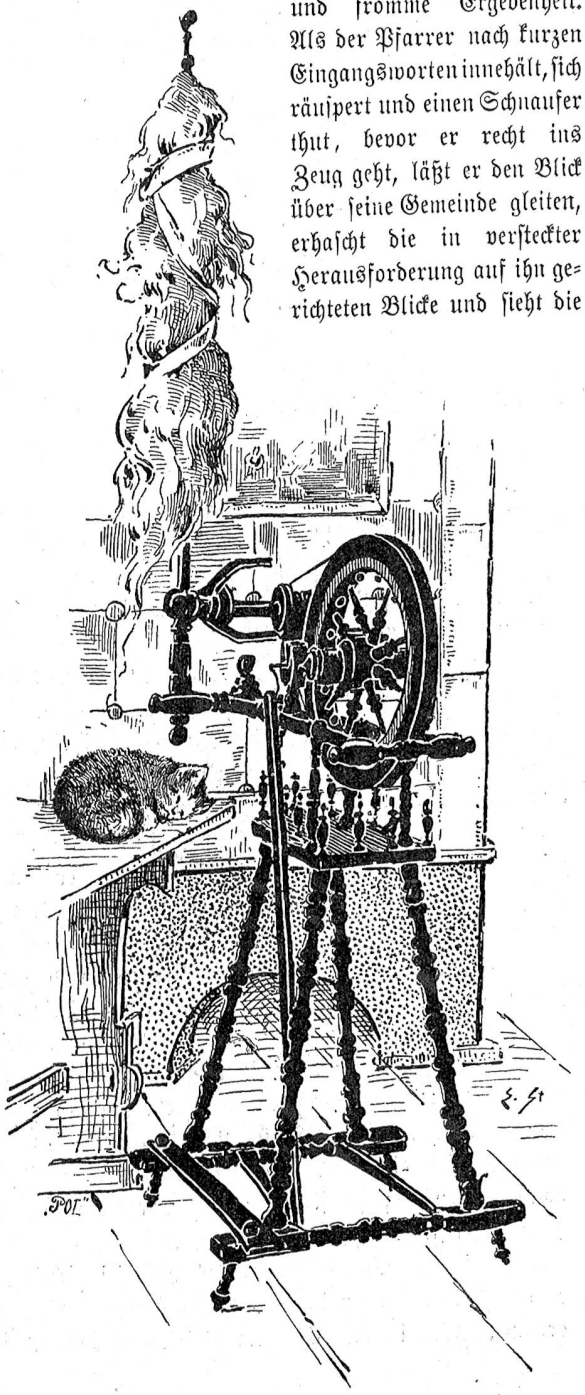
Die Ehrabschneider.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Ernst Zahn.**

(Schluß).

Auf der Männerseite heben sich ein paar Köpfe. Einer und der andere blinzelt von dort schief nach der Kanzel hinauf. Was da heute kommen mag! Die so schielen, wappnen sich schon gleich wider ihres Pfarrers Worte; und denen ist er nicht der Hirt, der seine Herde lenkt, sondern der Feind, dem sie die Hörner zeigen müssen. Auf der Weiberseite herrscht die helle Demut und fromme Ergebenheit. Als der Pfarrer nach kurzen Eingangsworten innehält, sich räuspert und einen Schnaufer thut, bevor er recht ins Zeug geht, läßt er den Blick über seine Gemeinde gleiten, erhascht die in versteckter Herausforderung auf ihn gerichteten Blicke und sieht die überbraven Weiber. Dabei sind ihm die Trotzer fast lieber; denn er weiß, daß unter den Gebückten, Frommen noch mehr als genug sind, die ihm nachher beim Segen die Hand küssen und, kaum aus der Kirche, ihn verlästern. Vielleicht bringt ihn dieses Bewußtsein so auf. Als er seine Predigt fortsetzt, zieht er die Gestalt hochauf, lehnt sich weiter über sein Pult hinaus und bohrt seine Blicke fest in die Gesichter der vierten Weiberreihe, die von seinen Augen gezwungen, ihn unwillkürlich anschauen müssen. Der Zufall will, daß die Herger-Helmine in dieser Reihe steht. Sie ist in großem Staat, trägt einen seidenbandgeschmückten Hut, wo die andern barhaupt gehen, und hat feine Handschuhe an den Fingern. Der Pfarrer predigt von dem Frieden der Friedfertigen und dem ewigen Krieg, den ihre Widersacher gegen sie führen, redet erst von der Welt im allgemeinen und macht mit seinen Worten ein paar Herzen zittern; denn er ist ein tüchtiger Redner. Plötzlich gerät er aus der großen in die kleine Waltinger Welt hinein, und was er jetzt redet, das hallt mächtig durch die Kirche wie der Hammer des Steinbrechers, der den Felsen trifft. Es ist ganz groß, wie der Hochwürdige seine Bauern vor seinen Richterstuhl fordert. Er sagt ihnen, daß der Friedfertigen wenige mehr in der Gemeinde seien, die Unfriedfertigen seien zu einem Heer geworden, das sich schändliche Führer wähle, den Neid und die Mißgunst, den Haß und die Rachsucht, Heuchelei und Eigennutz. Statt daß jeder sich der Sonne freue, die ihm in seine Fenster falle, neide er dem Nachbarn das Licht, das er doch selber theile, schlüpfe hinaus und schließe heimlich des Nachbars Laden. Wo einem eine Freude geschenkt sei, erwüchsen ihm sieben, die ihm die Freude mit ihren scheelen Blicken vergällten. Wo es einem wohl ergehe, schare sich ein Haufe, der ihm Schlimmes zu thun hoffe! Offen und heimlich stünden sie wider einander in Feindschaft, und der heimlichen Feindschaften seien ungleich mehr als der offenen. Nun sei aber auf Erden nichts Furchtbareres als ein schleichender Feind, ein Feind, der dort zusticht, wo ihn keiner erwartet, oder ein Feind, dessen Stich man fühlt ohne ihn selber zu sehen. Solche Feindschaft sei zweimal verwerflich, einmal um ihrer selbst willen, zum andernmal um ihrer Feigheit willen. Heimliche Feinde hätten giftige Waffen, mit denen sie dem Nächsten an Habe, Zufriedenheit und Ehre zu schaden suchten. Vornehmlich an Ehre und gutem Namen, zweien Dingen, die kein Mensch hoch genug zu werten vermöge! Die giftigste Waffe aber sei die üble Nachrede.



Wie der Hochwürdige soweit gekommen ist, geht ein Räuspern durch die Männerreihen und eine Bewegung durch die der Weiber; sie scheinen zu wissen, auf was er abzielt. Und jetzt bricht er los, wie ein Donnerwetter, daß auf Erden nichts Erbärmlicheres sei, als üble Nachrede, wie sie von Mund zu Mund gehe, wachsend gleich der Lawine und wie diese verderblich. Ueber alle Maßen feig und verachtungswürdig sei der, der Verleumdung übe, wie das dieser Tage in der Gemeinde geschehen sei, wissentlich die Unwahrheit ausstreuend und dabei sich selber ängstlich verbergend, und von aller Verleumdung die ekelerregendste und niedrigste sei der anonyme Brief.

„Den ehrlichen Feind will ich erkennen, ich will mich messen mit ihm, und so er mir den Frieden nicht lassen kann, wohl, so stehe ich ihm, und irdische Gerechtigkeit mag entscheiden! Den heimlichen Verleumder kann ich nicht fassen, er zieht mir den Boden unter den Füßen hinweg, er zieht mich selber in den Kot. Ich habe keine Waffe wider ihn. Aber so wahr ein Gott lebt, so trifft dieser ihn, sei es früh oder spät, und trifft ihn furchtbar, wie er den Mörder trifft; denn ein zwiefacher Mörder ist der, der dem Nächsten die Ehre mordet."

Die hagere, hohe Gestalt des Geistlichen scheint, während er so redet, noch zu wachsen, sein Arm ist gestreckt, die knochige Hand taucht aus dem weiten Talarärmel und droht.

Da bricht plötzlich ein kurzes, spöttisches, feindliches Lachen durch den Raum. Niemand kann sagen, wer es gewesen ist. Es ist zu sehr in den ersten Eindruck gefallen, den die Worte des Pfarrers gemacht haben; allein es hat genügt, den lästigen Bann von den Versammelten zu nehmen. Einen Augenblick kann man einige Männer sich in den Bänken drehen sehen, als wollten sie hinauslaufen. Es geht wie ein einmaliges Schwanken durch die Schar; dann stehen die Waltinger wieder fest in den Stühlen und lassen die Gebetworte des Pfarrers über sich ergehen, der die Stimme vor Erregung kaum mehr meistert. So geht der Gottesdienst zu Ende. Erst auf der Straße beim Heimgehen bilden sich kleine Menschenhäufchen, und da ist ein Reden und Fuchteln, als gelte es einen neuen Rat zu wählen. Aber seltsamer Weise hat diesmal nicht der Pfarrer den Zorn der Waltinger auf sich geladen, sondern — eine andere.

„Aha, jetzt habt ihrs gehört?" „Wißt ihrs jetzt?" murren sie einander zu. „Das ist wegen der Diogin; die hat sich beim Pfarrer beklagt."

„Pah, wir sind auch noch da! Uns kann man nichts Schlechtes nachsagen. So soll sie halt dafür sorgen, daß es bei ihr auch so ist."

So gehen die Meinungen. Nur vereinzelt hört man einen mahnen: „Ja, ja, es wird schon viel geredet, was besser ungesagt bliebe."

Als mitten durch die Scharen der Kirchgänger in ihrem schlichten, schwarzen Sonntagsgerust die Diogin und ihr Mädchen heimschreiten, müssen sie wie durch eine Spießrutenreihe laufen. Anzügliche Worte, Spottreden gehen links und rechts von ihnen. Die Alte aber hat den Kopf im Nacken, und die zwei Weiber machen sich mutig Bahn zu ihrer Hütte hinab.

Die Helmine hat sich zur Begleitung ein paar junge Bursche ausersehen. Denen hat sie zugeworfen: „Einen anonymen Brief hat sie scheints bekommen, die Diogin! Wer mag ihn geschrieben haben? Hm, sie ist ja eine Wäscherin, kann sie's Gewand waschen, wird sie wohl auch ihr Mädchen wieder sauber waschen können."

Unter Lachen und Scherzen, das Mädchen inmitten der Bursche, die ihm schön thun und sich bei dem Schönthun alles erlauben dürfen, geht die Schar bergan. Erst wenige Schritte vor des Verwalters Haus fallen die Dorfbuben seitwärts ab und treten in eine Wirtschaft. Die Helmine macht sich erhobenen Hauptes heim.

Als sie die Treppe hinauf nach ihrer Kammer will, findet sie den Gurzer ihrer wartend am Fuß derselben. Er ist halb vertattert, steht da wie ein armer Sünder am Galgen und dreht den Rosenkranz.

„Jesus, hast den Pfarrer gehört? Wenn es auskommt von dem Brief!"

Die Helmine streicht an ihm vorüber, als ob er Luft wäre. „Halt's Maul, Du Narr! Wer wird das ausbringen!"

Sie verweilt lange in ihrer Kammer; denn sie legt das Kirchenkleid ab und zieht sich ein helleres an, und das Bauernmädchen hat die Eitelkeit von drei eingebildeten Stadtmodepuppen, wenn es sich schmückt. So kommt sie just zur Wohnstube hinunter, als ihr Vater durch die Hausthüre tritt. Er hat ein rotes Gesicht, und ein breites Lachen macht es glänzen. Als er hinter seinem Mädchen in die Stube tritt, weht ein Duft von Wein und Schnäpsen mit ihm herein, der die Nase der Helmine beleidigt. Sie dreht sich um und sagt: „Pfui Vater, Ihr habt wieder ordentlich darangeschüttet!"

Der Alte gluckst und grinst und torkelt auch gleich auf das Buffet zu. Aber da hat ihn die Hergerin schon am Arm, dreht ihn um und schiebt ihn auf seinen Sitz am Tisch, wo sein Teller steht.

„Gegessen wird jetzt," sagt sie. Dabei ist ihr Gesicht völlig leichenhaft; so sieht sie immer aus, wenn der Zorn sie würgt.

Der Herger nimmt den krallenden Griff nicht übel, er kichert noch immer in sich hinein. Endlich platzt er heraus: „Gut ist das mit dem Brief, und das ist es!

Alles will wissen, wer ihn geschrieben hat! Potzdonner! ich meine fast, ich hätte ihnen helfen und sagen können, wer derartige Künste kann."

„Was für ein Brief," fragt die Hergerin, die nicht in der Kirche gewesen ist.

Die Helmine hat ein dünnes Rot in den Backen stehen. Sie sieht die Mutter an.

„Nun, den, den die Diogin bekommen hat!" erklärt lallend der Herger.

Da ist die Alte dem Blick der Tochter begegnet, und es ist seltsam, wie sie einander verstehen. Sie richtet sich drohend auf, streckt den Finger aus und sagt zu ihrem Mann: „Daß Du nichts Dummes redest im Dorf herum. Wir haben mit dem Brief nichts zu thun, hast Du verstanden?"

„Ja, ja," brummt der Säufer, der sich unter den Worten der Frau wie unter Schlägen duckt.

Weil just jetzt der Gurzer und der Toni eintreten, hat damit das Gespräch von dem Brief ein Ende. Aber die Hergerin ist über das Essen so freundlich zu der Helmine, wie man nur mit dem Kind ist, das einem ganz nach dem Herzen gerät.

V.

Der Dank für des Pfarrers Predigt bleibt der Diogin und ihrer Tochter nicht erspart. Der Herger-Toni hat eine gute Spürnase und weiß, daß die Zeit jetzt da ist, die Nachtbuben auf die beiden Weiber zu hetzen. Es kommt ihm dabei zu gute, daß die Diog-Anna, je mehr sie dem Muheim-Kari anhängt, die andern Buben von oben herab zu behandeln beginnt, sie vor den Kopf stößt, wo sie kann, und damit böses Blut macht bei denen, denen sie sonst viel gegolten hat. So kommt es, daß in diesen Tagen sich die Dorfbuben wieder einmal zum Werkzeug der öffentlichen Meinung aufwerfen. Die beiden Frauen in der kleinen Hütte am Dorfende können des Nachts oft ein verdächtiges Treiben in der Nähe ihrer Behausung bemerken. Zuweilen gellt ein Pfiff, oder bricht ein übeltöniger Spottschrei die große Stille, die sonst um die Hütte ist, und zweimal schon ist die Diogin mitten in der Nacht aus dem Schlaf aufgefahren, weil sie ein Geräusch zu hören gemeint hat, wie wenn eine Leiter an die Hauswand gestellt wird. Weil sie aber eine furchtlose Frau ist und gleich einen Wasserkübel zur Hand und unter dem Fenster hat, so hat sie wohl Gestalten unten weghuschen sehen und weiß, daß etwas wider sie, das Mädchen oder die Hütte oder alle zusammen im Schilde ist, hat aber ihre kleine Festung bisher wohl verteidigt. Spät an einem Morgen aber nach einer scheinbar ungestörten Nacht sieht sie, als sie zufällig in die Straße hinaus tritt, gerade über dem Wohnstubenfenster an die Balken einen großen, weithin leuchtenden Zettel geschlagen auf dem eine Inschrift steht, die ihr das Blut dunkel in die Wangen treibt. Als ihr in diesem Augenblick einfällt, wie mancher schon diesen Morgen die Straße hinauf und hinunter geschritten ist und die schamlosen Worte gelesen haben muß, da bricht ihr ein heiserer Schrei aus der Brust. Sie eilt außer sich in die Stube hinauf, reißt das Fenster auf und zwängt sich, alt wie sie schon ist, hinaus, selber das entehrende Papier herunterzureißen. Dabei ist sie froh, daß die Anna, die in der Küche zu thun hat, von der Sache nichts merkt; denn das Mädchen, das von seiner heimlichen Liebe sonst übel gequält ist, fängt ihr an leid zu thun, so sehr sie ihm anfangs gezürnt hat.

Eine lose Zunge wird manchem sonst gutherzigen und verständigen Weibe zum Schaden, und so kann auch die Diogin von der Sache nicht schweigen, sondern schimpft im Dorf bei allen, die sie hören wollen, über die Frechlinge, die ihrer Hütte Schmach angethan haben, schimpft in Tonarten, die den Dorfbuben nicht wohl in die Ohren klingen mögen. Weil es dabei bekannt wird, daß die Anna und der Muheim-Kari eines Nachts dennoch wieder an der Dioghütte beisammen stehend gesehen worden sind, ihre sträfliche Liebschaft also noch kein Ende hat, so braut sich für die Diogweiber ein neues Gewitter zusammen. Es ist bald kein Geheimnis mehr, daß die Nachtbuben der Wäscherin und ihrer Tochter die Strafe des Begießens versprochen haben, die als ihr fröhlichstes, aber auch rohestes Recht nur in außerordentlichen Fällen gehandhabt wird. Die beiden Frauen sind nicht so verlassen, daß sie von der ihnen angedrohten Strafe nicht gehört hätten. Und sie sind darum auch wohl auf der Hut und zeigen sich des Nachts nun seit Wochen nicht außer dem Hause.

Da ist es an einem Sonntag, daß der Kari der Anna einen Zettel zuzuschieben weiß, darauf er ihr berichtet, wie er am folgenden Morgen nach einem entfernten Orte verreisen muß, den in Aussicht stehenden Militärdienst anzutreten, und wie es ihn gelüstet, die Liebste noch einmal zu sehen, bevor er für lange Wochen ohne sie sein muß. Er macht ihr den Vorschlag, daß sie ihn am Staldenlauigaden treffe, der dort steht, wo die Landstraße eine weite Wendung thalzu macht, und der vom Dorf weit genug entfernt ist, um Störefriede nicht fürchten zu müssen.

Nun ist es aber leichter durch eine große Stadt einen Elephanten verborgen zu schaffen, als durch ein kleines Bergnest eine Henne. Und so kann denn auch irgendwie der Herger-Toni seiner Schwester zu wissen thun, daß der Muheim-Kari heute seinen Militärkoffer spediert hat, daß er morgen verreisen wird, und daß, weil an-

zunehmen sei, die beiden Verliebten träfen sich an diesem letzten Abend noch, die Nachtbuben auf beide ein Auge haben würden.

Die Helmine ist eine Geriebene. Im Lauf des Tages hat sie sich von einer Schulkameradin, die dem Haus des Präses gegenüber wohnt, und die sie ins Geheimnis gezogen hat, das Versprechen verschafft, daß diese den Kari überwachen und ihr Bericht sagen will, wenn der einen verdächtigen Gang aus dem Hause thut. Nun hat nichts schärfere Augen als eine klatschsüchtige, neidische Jungfer, und es ist auch noch nicht recht Nacht geworden, so kommt die Walker-Karline atemlos zu der Helmine gelaufen, mit dem Bescheid, daß der Kari eben den Weg nach der Dioghütte oder wenigstens aus dem Dorf eingeschlagen habe. Hören, ein Tuch um Kopf und Brust schlagen und die Freundin ins Freie zerren ist für die Helmine eins. Erst wie sie Arm in Arm durch das Dorf schlendern, als gälte es einen gewöhnlichen Abendspaziergang, findet sie Zeit, den Arm der Karline in ungewohnter Zärtlichkeit an sich zu drücken und ihr zuzuraunen, was das für ein Hauptvergnügen für die beiden werden muß, wenn sie dazu kommen können, wie die Nachtbuben hinter die zwei Narren, den Kari und die Anna geraten.

Es ist dunkel, als sie aus dem Dorfe treten, und fast mit jedem Schritt wächst die Dunkelheit. Der Himmel muß voller Wolken hangen. Die Umrisse der Berge sind nicht zu unterscheiden; wie gerade, schwarze Wände stehen diese ringsum. Den zwei jungen Weibern ist es, ehe sich ihre Augen an die Finsternis etwas gewöhnt haben, als wären sie in ein riesiges Tintenfaß geplumpst. Besonders die Karline schnappt hülflos, als müßte sie in Nacht ertrinken. Sie bleibt stehen und meint, sie möchte lieber wieder umkehren, die Nachtbuben könnten bei der Dunkelheit noch an die Lätze geraten. Die Helmine aber spuckt leise wie ein angezündeter Feuerteufel und eifert, sie kenne doch den Weg und könnte ihn mit verbundenen Augen gehen, da werde die andere ihr wohl trauen und sich von ihr führen lassen können. Weil in diesem Augenblick die staubweiße Landstraße ihren Augen etwas deutlicher wird, so faßt sich die Karline noch einmal ein Herz und langsam schlendern sie straßab. Dabei hält die Helmine keinen Augenblick den Schnabel, sondern weiß mit Kichern und schwerverhaltenem Jubel immer wieder der Begleiterin vorzumalen, wie es sein werde, wenn der Kari und die Anna unter dem Sturzbad schnaufen. Dermaßen kommen sie zur Dioghütte, die aus zwei Fenstern, hinter denen die Lampe brennt, wie mit trüben Augen auf sie schaut. Sie drängen sich ganz an den Straßenrand zur Linken, der im Schatten liegt; da gellt plötzlich die zornheisere Stimme der Diogin zu ihnen herüber.

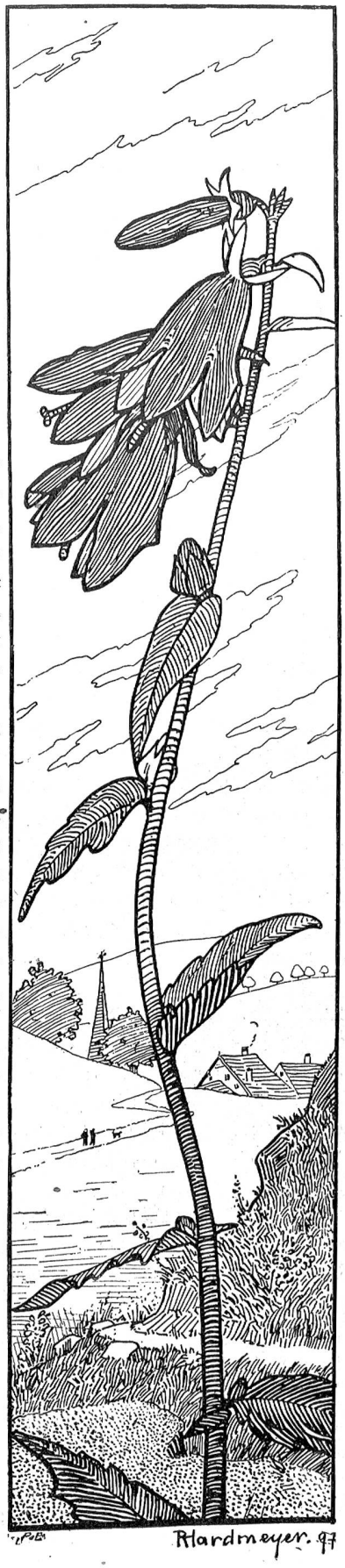
„He dort, der Du dort herumschleichst, wenn Du in die Nähe kommst, sollst genug kriegen für heute Nacht. Es kommt mir beim Eid gar nicht mehr darauf an, ob ich einem den Schädel einschlage, der hier nichts zu suchen hat.“

Die Frau steht am dunkeln Kammerfenster der Anna und mag wohl meinen, daß wiederum etwas gegen die Hütte geplant sei. Ihre Stimme fährt so plötzlich in die Stille hinein, daß die Karline zusammenfahrend einen lauten Angstschrei ausstößt. Daraufhin schimpft die Alte nur lauter, und die Karline reißt, als käme jene schon mit dem Besen über sie, auf einmal den Arm aus dem der Freundin und stiebt mit fliegenden Röcken den Weg ins Dorf zurück.

Die Helmine ist zuerst auch erschrocken, drückt sich wohl aus dem Bereich des Hüttenlichtscheines und legt die Hand aufs klopfende Herz. Einen Augenblick weiß sie nicht, was sie thun will; dann aber kommt die Gier wieder wie ein Fieber über sie, Zeuge zu sein, wie die

Diog-Anna und ihr Liebster gedemütigt werden, und Haß und Schadenfreude sind wie ein stärkend Tränklein in ihr, sie geben ihr allen Mut zurück. Sie wartet denn auch geduldig, bis die Alte sich ausgeschimpft hat, was immerhin eine ganze Weile währt. Als sich aber das Fenster schließt, fängt sie an mit einer Sorgfalt herumzukundschaften, die einem Fuchsjäger Ehre machen würde. Zuerst blickt sie nach der Freundin aus; die ist und bleibt verschwunden. Da treibt sie denn die Neugier, die Augen nach zwei andern Personen aufzuthun. Eine lange Weile bringt sie damit zu, die Hütte zu umspähen, sie spitzt die Ohren nach jedem Steinblock und nach jedem Busch hin, ob die Verliebten nicht dahinter hockten. Auch der Waschhütte schleicht sie, so nahe sie kann; aber von dem Kari und der Anna ist nichts zu sehen und zu hören. Weil ihr aber immer klarer wird, daß die Anna auch im Hause nicht ist, so wächst ihre Ueberzeugung, daß die zwei irgendwo bei einander stecken, und weil ihr schließlich einfällt, sie möchten sich wohl auf der verlassenen Straße sicher genug fühlen, setzt sie ihren Weg straßab behutsam fort, fest überzeugt, daß sie dermaßen an sie kommen wird. Dabei wundert sie sich nur, daß sie von den Dorfbuben gar nichts spürt. Sollten sie ihren Plan aufgegeben haben? Den Toni hat sie den Abend nicht mehr gesehen. Daß die Buben aber wissen, wo die Verliebten stecken, dessen ist sie völlig sicher, dafür haben sie zu gute Spione. Während sie dermaßen sinnt und berechnet, glaubt sie weit genug gekommen zu sein, macht sich auf die Seite und läßt sich auf einem Stein nieder, um zu warten, was kommen wird. Sie wartet eine Viertelstunde, während welcher ein leiser Wind aus dem Thal heraufzieht und ihr manchmal wie Flüstern ans Ohr rührt. Die Nacht ist ganz lau, so wird ihr nicht kalt auf dem Stein; aber die Geduld will ihr zuletzt doch ausgehen. Da ist ihr, als höre sie wirkliches Flüstern und dann Schritte. Aber sie weiß nicht, aus welcher Richtung das kommt, bleibt deshalb bocksteif sitzen und hält den Atem an. Ihre Augen bohren sich in die Finsternis; sie sieht Gestalten, wo keine sind, bald der bald jener Block scheint sich zu regen. Weil aber zuletzt alles sie foppt, wird sie ärgerlich, stampft den Fuß auf den Boden und macht sich mit jähem Entschluß auf den Heimweg. Die Galle läuft ihr über, daß sie so lange umsonst gewartet hat. Sie läuft rascher und unbekümmert, ob Jemand sie sehe, straßan. Dabei fällt ihr auf einmal ein, wie die Karline gesagt hat, daß die Nachtbuben am Ende die Lätze erwischen könnten. Sie besinnt sich ein wenig. Bah, die werden doch noch zwei von einer unterscheiden können und Männer von Weibern. Jetzt, da sie allein ist, ist sie erst recht sicher! So schreitet sie weiter und spinnt sich nur tiefer in ihren Aerger ein. Allmählich kommt sie ans Dioghaus. Ihr Gang ist dabei wieder vorsichtiger geworden. Sie lauscht nach der Hütte hin; plötzlich ist ihr wieder, als höre sie ein leises Reden. Das Herz fängt ihr an zu pochen bis zum Hals. Diesmal irrt sie nicht; das müssen der Kari und die Anna sein! Hei, jetzt will sie sich vergewissern, wo sie ihr Versteck haben, und nachher führt sie ihnen die Nachtbuben über den Hals, die wohl jeden Augenblick zur Stelle sein können!

Die Helmine ist sonst keine Dumme; aber in diesem Augenblick verwirrt sich ihr das Denken, und in ihrer übermächtigen Begierde, den beiden Gehaßten eine Falle zu stellen, kommt ihr der Gedanke nicht, daß das Flüstern, das sie gehört hat, gerade so gut von Jemand anders als von den beiden Gesuchten herkommen kann. Das Blut fährt ihr zu Kopf, die Augen brennen, so strengt sie sie an; ihr Tritt ist katzenartig. Sie schiebt sich bis an das Hagthörchen, das den Weg zur Hütte



abschließt, vor. Hier bleibt sie stehen und lauscht wieder. Und wieder, jetzt ganz nah und deutlich hört sie ein Geräusch. Sie legt die Hand auf die rostige Thürfalle, die nicht mehr schließt, und will sich ein bischen hinüberlehnen. Da müssen die drinnen wohl etwas gemerkt haben und meinen, es träte jemand herein; denn es ist der Helmine, als führen sie auseinander und sprängen nach zwei verschiedenen Seiten davon. Aber sie hat nur einen Augenblick Zeit, das zu denken. Dann ist es, als habe der finstere Himmel sich blitzschnell zu einem Sturzregen aufgethan. Das kommt über die Helmine niedergefahren in einem, zwei, drei Güssen, als würden Kübel geleert. Sie schnappt nach Luft, hält die Hände auf und tastet und tappt, muß fast ersticken und kann doch nicht schreien! Das geht alles wie ein Hui, und schon trieft sie vom Kopf zu den Füßen.

„Heilige Mutter" — ist das Erste, was sie stammeln kann. Dabei merkt sie, daß der Regen so plötzlich aufgehört hat, wie er angefangen, und da — —

Lautes, hallendes Gelächter, Spottrufe und schrille Jauchzer von allen Seiten! Sie hebt die Nase, die Augen schmerzen sie! Der Duft! Jetzt erst kann sie schreien, und sie thut es, als säßen ihr sieben Messer im Herzen. Da hört sie auch schon, wie viele hastige Schritte straßab sich entfernen, und wie an der Diog-hütte eine Thür geht und die Alte schimpfend und lästernd heraustritt. Jetzt kreischt die Helmine noch einmal auf, ohne zu wissen, was sie thut, und dann lehnt sie halb ohnmächtig am Holzhag. Das ist kein Regen gewesen, das — die Kübel aus irgend einem Jauche-loch gefüllt — die Nachtbuben! — Jetzt ist ihr — ihr — der Herger-Helmine die größte Schmach angethan worden, die einem Mädchen geschehen kann!

In diesem Augenblick kommt die Diogin mit einer Laterne herangelaufen. Sie reißt das Hagthörchen auf und beleuchtet die Dastehende. Als sie sie erkennt, wird sie ganz steif vor Staunen; dann kann sie sich nicht helfen, die Helmine steht so abgewettert da; die Wäscherin muß lachen.

„Was — was — ist denn mit Dir?" platzt sie heraus.

Darauf kommt Leben in die Andere. Ihr Schrecken wandelt sich in sinnlose Wut. Sie wirft der Alten einen Fluch an den Kopf, wie ihn kein Kühknecht schöner hätte erfinden können, und stiebt im nächsten Augenblick dem Dorf zu.

Die Diogin muß die Laterne zu Boden stellen, so sehr hat sie das Staunen übermannt.

Wie nur die Helmine daher kommt! Und wie die Nachtbuben über sie gekommen sind. Und — „Herrgott!" die Alte ballt die Fäuste, „das hat der Anna gegolten, und — — —" Es ist ein Bild zu sehen, wie der Diogin Gesicht zuckt und schafft und breit wird; dann lacht sie abermals hell auf: „Und sie haben die Lätze erwischt!" —

Es ist wohl eine halbe Stunde später, wie der Kari und die Anna fest aneinandergeschmiegt die Straße heraufkommen. Sie zögern ein gut Stück vor der Hütte. Sie wissen, daß ihr Weg nicht sicher ist. Der Kari schleicht sorgfältig näher. „Bleib!" hat er die Anna geheißen, „es ist besser, es geschieht mir etwas als Dir." Als er an das Hagthor kommt, fährt ihm ein „Aha!" durch die Zähne, ein verdächtiger Geruch warnt ihn. Und da hat ihn auch schon der Jähzorn gepackt darüber, daß ihm die frühern Kameraden so aufsäßig sind. „Nehmt euch in Acht," schreit er über den Hag hinüber, „dem ersten, der mir nahe kommt, schieße ich eins in die Beine." Dabei zieht er seinen Militärrevolver aus der Tasche und thut einen Blindschuß in die Nacht. Die Anna stößt einen Schrei aus und kommt ihm von Angst getrieben, daß er ein Unglück anstelle, nach. Aber da geht auch schon das Fenster der Wohnstube auf, und die Diogin frägt erschreckt, was es jetzt denn wieder gebe und wer geschossen habe."

„Ich, der Kari," spricht der Bub hinauf. „Es scheint mir, es sind welche drinnen, die uns abpassen."

Aber die Diogin lacht und ruft in allem Lachen mühsam, der Weg sei rein, sie sollten nur hereinkommen.

So wagen sie sich denn in die Hausthüre, wo die Alte schon steht und ihnen eine Geschichte zu berichten weiß, die sie fröhlich macht, obwohl ihnen doch vor ganz Kurzem die Herzen vom Abschiedsleid schwer gewesen sind. Als der Bub die Frauen nachher verläßt, hat er ihnen, allen Nachtbuben und Neidern zum Trotz, sein Wort noch einmal verpfändet, daß er außer der Anna keine andere zum Weib nehmen will.

VI.

Der Kari Muheim ist fort. Er kann das große, heimliche Gelächter nicht sehen noch merken, das durch ganz Waltingen geht, das die Bäuche der Waltinger schüttelt und ihre Hüttenfenster zittern machen würde, wenn es so laut wäre, wie es herzlich ist. Es hat nicht geheim bleiben können, was die Nachtbuben angestellt haben. Der Toni, der noch am selben Abend erfahren hat, daß er der eigenen Schwester eigenhändig einen Kübel über den Kopf gestülpt hat, hat seinen Zorn an den Mitverschwörern ausgelassen, die er mit allerlei schönen Titeln belegt, obwohl er selber so blind gewesen ist wie sie. Die Buben sind einen Augenblick lang verstaunt gewesen; dann haben sie nichts Besseres gewußt, als zu lachen, und ihr Lachen ist wie ein unendlich gesundes, ansteckendes Uebel durch das ganze Dorf gegangen.

Und der Präses hat gelacht; „hohoho„ und „hahaha," daß ihm die Thränen nur so heruntergelaufen sind. Ist er auch auf seinen Buben bitterbös, so mag er doch die Schande denen gönnen, die, wie er wohl ahnt, den Kari bei ihm verklagt haben.

Und der Herger selber hat gelacht. Aber dann, seine Alte behauptet, er sei schon keine Stunde am Tag mehr nüchtern.

Wer nicht gelacht hat, das sind sie, die Hergerin, der Toni, und die Helmine. Und die Helmine ist vierzehn Tage im Bett gelegen, und dann ist sie aus Waltingen verschwunden. Auf Besuch zu einer Schulfreundin verreist, sagt die Hergerin, wenn sie gefragt wird.

Das Lachen hat zu Waltingen wie ein guter Regen gewirkt, der Böswille gegen die Diogin und ihr Mädchen ist darin ersoffen. Der Toni hat die Buben noch einmal zu stacheln versucht; aber die Haupträdelsführer, der Senn-Tobias, die Nellbrüder und andere, sind schon am Tage nach dem Ereignis bei der Diog-Anna gehockt und haben dabei gethan, als hätten sie keine Hand im Spiele gehabt. Das Mädchen ist auch klug genug, ihnen eine gute Miene zu zeigen, ja sie hat die Burschen auch gleich zurückzuerobern gewußt; vielleicht, daß diese glauben, in der Abwesenheit des Muheim-Kari selber wieder Aussichten zu haben.

Mutter und Tochter haben darnach wieder Ruhe, und der Kari bekommt von seinem Schatze in den Militärdienst lauter frohe Berichte.

Der Dienst ist schon fast zu Ende, da schreibt die Anna in einem Ton, als wäre ihr Glück mit einem Mal aus. Der Kari lacht seltsamer Weise aber über den traurigen Brief fast mehr, als über die lustigen. Es steht darinnen, daß die Anna gehört hat, wie ihm seine Großmutter gestorben sei, der man schon lange einen Haufen Geld zugeschrieben habe. Nun erzähle man sich zu Waltingen, die alte Frau sei noch viel reicher gewesen, als allgemein angenommen worden, und da nun doch, wie man ihr sage, er, der Kari ihr einziger Erbe sei, so werde er wohl von ihr, dem armen Mädchen, nichts mehr wissen wollen. Viel Schönes und Rührendes ist noch in dem Brief zu lesen; der Kari, der seiner in einem Nachbarsdorf wohnenden Großmutter mütterlicherseits nicht just nahegestanden hat, kann sich der Freude über ihre Himmelfahrt nicht erwehren; denn es blitzt der Gedanke in ihm auf, daß auch er nun mit der Diog-Anna zusammen in eine Art Himmel fahren dürfe.

Als er dann einige Tage später nach Hause kommt, da hat er nicht nur einen heißen Soldatenmut, sondern auch eine helle und ihn versöhnlich stimmende Freude in sich. Er steht das Dorf mit so freudklaren Augen an, daß es ihm vorkommt wie frisch angestrichen. Den Weg vom Bahnhof nach dem väterlichen Hause legt er im Eilschritt zurück. Und wie er dann vor dem Präses, seinem Vater steht, da platzt er gleich nach dem Gruß mit einem Anliegen heraus, zu dem der Alte kaum weiß, wie er sich stellen soll. Das Experiment hätte fehlgehen können; denn im ersten Augenblick steigt dem Präses der Zorn unter die Haare, und es bricht ein Donnerwetter los, das ruhig hinzunehmen der Kari alle seine junge Versöhnlichkeit zusammennehmen muß. Nachher legt sich der Sturm freilich soweit, daß der Präses ihn verdrossen thun heißt, wie er für gut finde, er sei ja sein eigener Meister.

Partie hinten am Nadelberg, Basel. Federzeichnung von J. Billeter.

Und so kann der Kari an diesem ersten Tage der Diog-Anna den Bescheid auf ihren Brief bringen und darf ihr mit gutem Recht den Ring an den Finger stecken, den er ihr aus der Stadt mitgebracht hat.

Es mag wohl sein, daß die derzeitige mürrische Nachgiebigkeit des Präses dem Heiratsprojekt des Kari gegenüber der Ueberlegung entsprungen, daß sein Bub im Besitz eines Kapitals ist, von dem er, der Alte, nur Nutzen haben kann, wenn er sich mit dem Jungen gut stellt; aber der Kari ist noch nicht vier Wochen mit der Diog-Anna öffentlich versprochen, da hat der Präses ihr gegenüber nicht ein Fünklein Groll mehr, sondern läßt sich gelegentlich im Dorf herum vernehmen: „Der Bub hat zwei gute Augen im Kopf, das Mädchen ist recht! Gesunde Glieder, ein frohes Gemüt und schaffige Hände, was will einer mehr!"

„Was will einer mehr!" Was der Präses gesagt hat, das geht fleißig herum unter den Leuten. Und wenn jetzt der Kari und die Anna durchs Dorf gehen, da können sie eine Menge freundlicher Gesichter sehen und viel schmeichelhafte Worte hören. Das ist Volksart, solche Gunst dreht sich nach dem Wind.

Für die beiden jungen Menschen ist das eine reiche Zeit. Sie kommen sich vornehm vor in ihrem Glück, sie halten sich bei der Hand, wenn sie durch die Gassen gehen, ihre Häupter sind aufrecht, und ihre Augen glänzen; aber dabei wissen sie kaum, daß nicht nur das Bewußtsein sie hebt, einander gehören zu dürfen, sondern daß ihre Freude just darum so mächtig und so lauter ist, weil ihre Ehrenhaftigkeit jetzt vor aller Augen leuchtet.

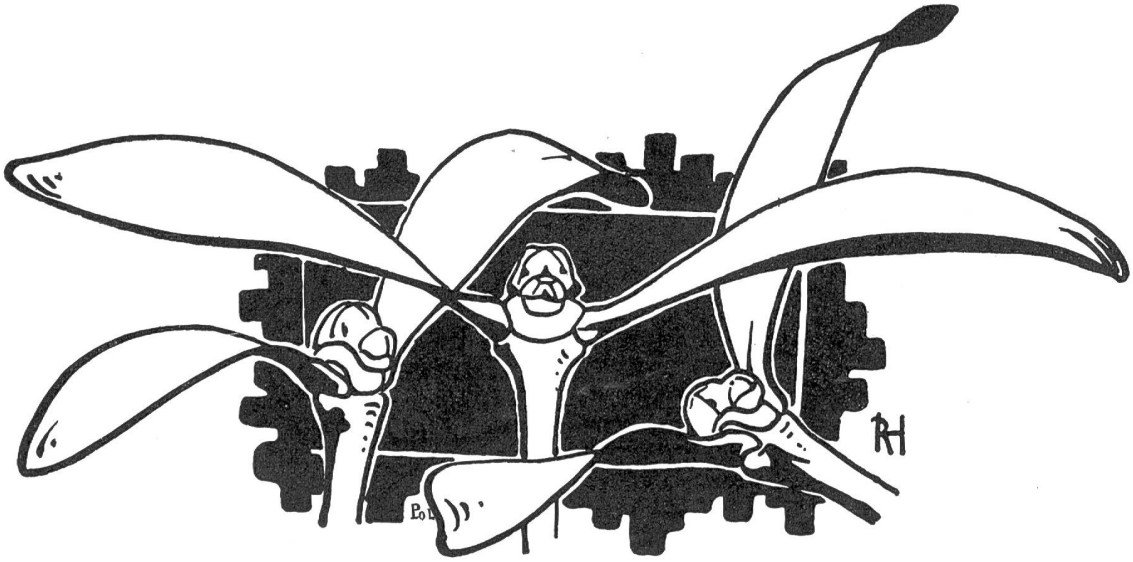
Vor aller Augen! Das können auch die Hergerischen nicht ändern. Die kuschen sich mit scheelen und verdrossenen Blicken, als hätte eine Peitsche ihren Rücken getroffen. Aber dem Pfarrer, dem davon gesprochen worden ist, der sagt, das sei die Herrgottshand, die also treffe. Und mit blitzendem Auge fügt er hinzu: „Und wenn sie nur immer so wuchtig zwischen das Gelichter der Ehrabschneider führe!"

Der geheime Hort.

In der Nächte stillem Ruhen,
Wenn die Seele sich befreit,
Oeffnen sich die tiefen Truhen
Und die Schätze steh'n bereit.

Und ich greif' mit vollen Händen
In den reichgehäuften Hort,
Den mir gute Geister spenden
Insgeheim am dunkeln Ort.

Mir entgegen, nachtentriegelt,
Funkeln Perl' und Edelstein,
Im geheimen Horte spiegelt
Sich der Sterne Wiederschein.

Und ich wind ihn der Geliebten
Um das träumerische Haupt,
Die in Tagen, in betrübten,
An verheißnen Hort geglaubt.

Arnold Ott.